



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Minckwitz, M. J.: George Sand : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sie konstatiert und sich gegenseitig versichert hatten, daß sie sozusagen die Künstlerelite ausmachten, boten sie sich in dieser neuen Bundesform zur Rettung der Ausstellung in St. Louis an. Hier zeigt es sich wieder ganz klar, daß es den Führern der Sezessionen nur darauf ankommt, ihre persönlichen Sonderinteressen zu fördern, nicht aber etwa eine Lanze für die sezessionistische Kunst zu brechen. Mit allen nur erdenklichen Mitteln haben sie die Genossen von der ältern Kunststrichtung beiseite geschoben, unterdrückt, haben in der Presse durch Selbstverherrlichung und durch schöne Verurteilung der „Überwundenen“ gewirkt, und gehn nun gar, wo es ihnen von persönlichem Nutzen erscheint, gegen eine Reihe von eignen Parteigenossen mit offenem Visier vor. Der Waldboden deutscher Kunst ist gedüngt, ist übersättigt von Keimen der sich immer selbst erneuernden Gispilze, die mit ihren prachtvollen Farben die Augen blenden. Immer neue Vereinigungen, neue Moden, neue Sezessionen schießen über Nacht aus der Erde. Neu ist auch ein im „jüdischen Verlage“ zu Berlin erschienenenes Werk: „Jüdische Künstler,“ das in einer ersten Serie sechs jüdische Künstler, unter andern Liebermann, verherrlicht, und das dazu auffordert, ein bewußt jüdisches Publikum zu schaffen, das „seine“ Künstler kenne und bevorzuge. Nützig haben wir aber deutsche Kunst und deutsche Künstler. Mit spezifisch englischen und französischen Kunstnachahmungen ist der nationalen Kunst so wenig gedient, wie mit einer spezifisch jüdischen, wie sie M. Buber, der Herausgeber der „jüdischen Künstler,“ erstrebt.

Vielleicht tragen diese Auseinandersetzungen dazu bei, daß die Herren Vertreter im Reichstage nicht noch eine neue unbeabsichtigte Reklame für die Sezessionisten machen und sich lieber inzwischen die Dinge einmal genauer anschauen, ehe sie künftighin wieder für deutsche Kunst eintreten müssen.

Daß die Kunstgenossenschaft bei Vertretung deutscher Kunst im Auslande die geeignetste Einrichtung ist, ergibt sich aus ihrem langjährigen Bestehn und aus ihren Zielen: die beste Vertretung der gesamten Künstlerschaft im Auslande zu organisieren. Undeutsch und unkünstlerisch ist die Sucht der Sezessionisten, allerwege ihren Extratisch gedeckt finden zu wollen. Nur in einer gemeinsamen Vorführung aller Kunststrichtungen liegt das Heil für die Vertretung deutschen Kunstschaffens.

friedrich W. Eckard



## George Sand

Von M. J. Minckwitz

(Schluß)



In den vierziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts reinigt das revolutionäre Feuer des gewaltigen Staatsbrandes die Seele George Sands von allerhand Schlacken. Allmählich bereitet sich die ruhigere, sittlich gemäßigtere Weltanschauung vor, die der vielseitigen Entwicklung der kühnen Denkerin die Krone aufsetzt. In dieser von sozialistischen Forderungen stark beeinflussten Übergangszeit hat sich die wohlhabende, wenn nicht reiche Frau gelegentlich mit einem gewissen

Fanatismus der sittlichen Rechtfertigung von Liebesverhältnissen gewidmet, deren gesetzliche Regelung durch Geldmangel und gesellschaftliches Vorurteil gehindert scheint. Diese Verteidigung erreicht die Dichterin besonders dadurch, daß sie mit echtem Künstlergeschick die leichtfertige Lebensführung der Aristokratie in schroffen Gegensatz zu der Uneigennützigkeit unverdorbnen Volksnaturen setzt. George Sand äußert sich härter über die ausschließlich einem frivolen Müßiggange frönende Damenwelt als über die doch immerhin noch eher beschäftigten männlichen Vertreter der Aristokratie und Plutokratie.

Aus den scharfen Äußerungen, die in Horace fallen, lugt der Ekel über die gedankenlose Härte, über den schrankenlosen Egoismus der besitzenden Klassen. Sobald ein Herkommen der sogenannten „guten“ Gesellschaft dem natürlichen Rechtsinn Hohn spricht, erwacht ihre Kampfeslust. Aber alle Rechtsfragen sind verwickelt, und da sich George Sand in viele Widersprüche begibt, so haben sogar ihre reinsten Absichten oft eine ganz falsche Auslegung erfahren. Sie galt und gilt noch heute vielen als eine Gegnerin der Ehe. Und dennoch erhebt sie in Wirklichkeit nur hartnäckig Protest gegen die übliche Ansicht, daß die gesetzliche Eheschließung auch immer einen moralischen Erfolg bedeute, während lebenslängliche Treue in einem Liebesverhältnisse, das der kirchlichen Sanktion entbehre, undenkbar sei. Echte Frauenwürde wird sich ihrer Meinung nach in den schwierigsten, zweideutigen Verhältnissen zu behaupten wissen. Mit Inbrunst hat sie in Eugénie (Horace) ein Vorbild schönster weiblicher Vorzüge gezeichnet. Dieses schlichte Wesen hat gesunden Verstand, Rechtsgefühl, wahre Herzensgüte, Fleiß, rastlose Dienstfertigkeit, Aufopferung, feinen Takt, Gleichmut und Bedürfnislosigkeit. Gleichwohl hat der angehende Arzt, dessen bescheidnem Heim sie vorsteht, nur eine Art von Gewissensehe mit ihr geschlossen — aber eine Gewissensehe im vollsten Sinne des Wortes, da er auch Vaterfreunden als möglich in Betracht zieht. Im Anschluß an die Schilderung dieses Verhältnisses rüttelt die Dichterin beherzt an den starren Satzungen des Gesetzgebers, der die Vaterliebe so kläglich vor dem natürlichen Rechtsbewußtsein verkümmert hat. „Die Liebe, die Hingebung und die sorgsame Pflege machen das Wesen der echten Vaterschaft aus. In dieser schrecklichen Welt, wo es einem Manne erlaubt ist, die Frucht seiner Liebe in Stich zu lassen, ohne für ein Ungeheuer zu gelten, haben die Bande des Blutes so gut wie keine Geltung.“

Wir, die wir den Saint-Simonistischen Strömungen fern stehn, fühlen uns allerdings zu der Frage berechtigt, warum diese musterhafte Eugénie nicht trotz ihrer Armut zur gesetzlich anerkannten, allgemein geachteten Gattin erhoben wird. Man fühlt sich wirklich versucht, bei George Sand in dieser Umsturzzeit an eine gewisse Art von Bravour zu glauben. Sie hat in dieser Zeit entschieden unter ihren Thesenromanen einige „Bravourstückchen“ geliefert. Sie wollte um jeden Preis die „freie Liebe“ feiern. Oft sang sie ein verkehrtes Loblied, nicht selten, um ihre eignen Torheiten vor sich selbst zu rechtfertigen. Sobald sie aber die echte Liebe feiert, die dem Gesetze zum Hohne besteht, liegt kaum etwas Unnatürliches in der Übertreibung, mit der sie Saint-Simonistische Ideen in ihren Romanen illustriert.

In Horace befriedigt sie den Leser nicht ganz, da weder der junge Arzt

noch Eugénie durch ein unübersteigliches Hindernis gehemmt sind, sich in die staatlich vorgeschriebne Ordnung zu fügen. Dagegen nötigt die echt romantische Schöpfung Gabriel, der Seelengröße George Sands fast bedingungslos zu hulbigen. In diesem dialogisierten Romane bedient sie sich ungewöhnlicher, aber doch einwandsfreier Mittel, ein dem Liebesglücke hingegebenes Menschenpaar von der gefezlich anerkannten Vereinigung fernzuhalten. Die vorauszusetzende Handlungsweise naher Verwandten des Helden und der Heldin leidet allerdings stark an Unwahrscheinlichkeit. Ein ränkesüchtiger Großvater, der dem weiblichen Sprößling eines bevorzugten Sohnes das Majorat sichern will, läßt Gabriele in völliger Unkenntnis ihres Geschlechts abgeschlossen von der Welt heranreifen. Bezahlte Kreaturen haben sie in dem Glauben erhalten, daß sie ein Mann sei. Als ihr endlich die Enthüllung des Geheimnisses nicht länger mehr vorenthalten werden kann, erforscht sie den Aufenthalt des Betters, der durch den verübten Betrug ahnungslos des Majorats verlustig gegangen ist und sein Dasein nur mit Schwierigkeit fristet. Ein Zufall lüftet ihm das Geheimnis der Geburt Gabriels, und bald vereinigt echte Zuneigung ein glückstrahlendes Liebespaar. Die Rücksicht auf die Ehre des greisen Familienoberhaupt und der Argwohn, daß der Bette sie nur vor den Augen der Welt zu seiner Gattin machen wolle, um sein Erbrecht zu genießen, bewegen Gabriele, auf die Eheschließung zu verzichten. Auch ihr Geliebter zaudert, das Geheimnis ihrer Geburt der Öffentlichkeit preiszugeben, da er nicht den unwürdigen Verdacht gemeiner Habgucht auf sich laden will. Diesen Zwiespalt hat die Dichterin fein psychologisch begründet, sie täuscht dabei über die echt romantische Unwahrscheinlichkeit der Nebenumstände hinweg.

George Sand hat hier ein ungewöhnliches Problem aufgestellt. Diese engelreine Gabriele, die himmelhoch über die Alltagsgesinnung anderer Frauen hinwegragt, wird der allgemeinen Sittenbahn des Lebens durch eine tragische Schuld entriickt, deren Ursprung wiederum dem mangelnden Gerechtigkeitsfinne des Gesetzgebers zuzuschreiben ist: „Ich behaupte, daß diese männliche Erbschaftsfolge (beim Majorat) ein ärgerliches, vielleicht sogar ungerechtes Gesetz ist. Dieser fortwährende Besitzwechsel innerhalb verschiedener Familienzweige dient nur dazu, das Feuer der Eifersucht anzufachen, Mißstimmungen zu schärfen, zwischen nahen Verwandten Haß zu schüren, die Väter zu zwingen, ihre Töchter zu verabscheuen, die Mütter mit Scham zu erfüllen, Kindern ihres eignen Geschlechts das Leben geschenkt zu haben.“ Aber die Polemik, zu der der Stoff von Gabriel reichlich Veranlassung bot, enthüllt noch andre wissenswerte Dinge. Astolphe (der Bette) hat Gabriele unter dem Vorwande, daß sie seine ange- traute Gattin sei, in das Haus seiner Mutter geführt. Es ist begreiflich, daß die Mutterliebe dieser so plötzlich auftauchenden Schwiegertochter grollendes Mißtrauen entgegensezt. Aber durch die uneigennütige Liebe zu Astolphe weiß Gabriele, dank der weitsichtigen männlichen Erziehung, die sie genossen hat, den Frieden des Hauses auf Kosten des eignen Wohlbefindens zu wahren. Sie wird sogar zur beschwichtigenden Vermittlerin, als Astolphe die eifersüchtigen Zornausbrüche seiner Mutter gegen die vermeintliche Schwiegertochter als häßliche Flecken an der Matronenwürde brandmarkt. Die modernsten Frauenrechtlerinnen

überflügelnd, hat George Sand den Gedanken angeregt, daß weitfichtigere Bildung die beklagenswerte weibliche Kurzsichtigkeit in Familienfragen erfolgreich bekämpfen werde. Gabriele sagt ausdrücklich: „Du hast mich wieder zum Weibe gemacht, aber dabei habe ich doch nicht völlig darauf verzichtet, Mann zu sein. Zwar habe ich die Kleidung und die Beschäftigungen meines Geschlechts angenommen, aber trotzdem wahrte ich mir den Instinkt moralischer Größe und das friedliche Bewußtsein der Kraft, die eine männliche Erziehung in mir geweckt und entwickelt hat.“

Den Verfechterinnen der Frauenfrage eröffnet George Sand mit der Schilderung Gabrielsens strahlende Aussichten auf ungetrübtes Familienglück. Das buchstäblich ausgeführte männliche Erziehungsprogramm hat ja in diesem Falle herrliche Früchte getragen. Dem Erzieher der Geliebten erklärt Astolphe: „Sie waren wohl vor allem der Ansicht, ein philosophisches Experiment angestellt zu haben? Nun gut, was haben Sie dabei entdeckt? Daß eine Frau durch Erziehung ebensoviel Logik, Wissen und Mut erwerben kann wie ein Mann. Aber Sie haben es nicht hindern können, daß ihr Herz liebevoller blieb, und daß die Liebe bei ihr den Sieg über den Ehrgeiz davontrug. Das Herz ist Ihnen entgangen, Herr Abbé, Sie haben nur den Kopf gebildet!“

George Sand hat viele Utopien ausgedacht. Oft hat sie den Wunsch ausgedrückt, das Familienleben vor der Gefahr des innern Zusammenbruchs gerettet zu sehen. In den Sept Cordes de la Lyre wendet sich der wackere Albertus mit einem aus der Tiefe seiner Seele hervordringenden Schrei an seine geliebte Schülerin Helene: „Du weißt, daß die Menschheit alle Ehrfurcht vor ihrem uralten Geseß verloren hat; du weißt, daß sie die Liebe verkennt und Hymen entweicht; du weißt, daß sie mit wildem Rufe nach einem neuen Geseße, nach einer reinern Liebe, nach weniger engen aber desto festern Banden verlangt. Komm mir zu Hilfe, leihe mir dein Licht, o du, in deren Seele ein Strahl des Himmelslichts herniedergetaucht ist!“ Wohl hat ihr eignes leidenschaftlich wandelbares Gemüt die Dichterin gedrängt, die Liebe der Geschlechter bisweilen in paradoxer Form (Luerozia Floriani) zu feiern, wohl hat ihr die Teilnahme für darbennde Volksschichten schließlich sogar das rote Banner des Sozialismus in die Hand gedrückt, aber der wilde Tumult, worin sich in den vierziger Jahren ihr Leben abspielt, macht Augenblicken der Sammlung Platz, in denen ihr Äußerungen einer geklärten Weltanschauung in die Feder fließen. Schon im Compagnon du Tour du France macht der dithyrambische Schwung der Entrüstung über das zum Himmel schreiende, vom Staate ignorierte Unrecht einer vorübergehend scharfsichtig abwägenden Betrachtung Platz. In diesem kulturhistorisch merkwürdigen Romane mustert die kluge Denkerin alle Fragen, die das Rätsel unverdienten irdischen Glends bei ihren Zeitgenossen weckte. Sie spricht von Reich und Arm, von der ungleichen Verteilung geistiger Gaben, von dem unbefriedigten Bildungsdrange des Unbegüterten, von der unheimlich wachsenden Menschenfülle, die den Erdkreis schließlich zu eng finden muß, von den Schattenseiten der beständig sich entwickelnden Industrie, von den verderblichen Zwistigkeiten innerhalb der Arbeiterparteien, die dem gesunden Fortschritt zum Hemmnis werden. Der Proletarier ist im besten Falle nur ein stammelnder

Philosoph, deshalb fühlt sich George Sand berufen, seinen berechtigten Klagen ihre beredte Zunge zu leihen. Zugleich hört sie nicht nur „eines“ Mannes Rede. Der stürmischen Unzufriedenheit des jugendlichen „Meister Pierre“ setzt sie die gelassne Altersweisheit des Grafen von Villepreux entgegen. So lange die Erde besteht, wird es Reichtum und Armut geben. In vielen Fällen führt die Strebsamkeit eine Besserung der ursprünglich kümmerlichen Lebenslage herbei. Die Menschennatur entwickelt sich nach aufwärts, und geistige Vorzüge werden von der ungleich austeilenden Natur verliehen. Nur die Übergriffe des Genies weist die großsinnige Frau mit dem schönen Ausspruche zurück: „Ich würdige den Respekt, den man der Intelligenz schuldig ist, aber findet ihr es gerecht und großmütig, daß ein Mensch im Elend, auf Stroh gebettet verkommen soll, weil ihm Gott nicht ebensoviel Verstand und Gesundheit verliehen hat wie euch? Der Starke soll dem Schwächern helfen, und zwar nicht nur durch herabwürdigende Almosen.“

George Sand ist eine warme Fürsprecherin der erweiterten Volksbildung, ganz im Gegensatz zu Voltaire. In gesunder Landluft aufgewachsen, erkennt sie auch die Gefahren des Industriestaats. „Die Industrie weckt Bedürfnisse, die sie nicht befriedigen kann, sie streut Genüsse aus, die sich die menschliche Familie nur verschaffen kann, indem sie sich bisher ungekannte Entbehrungen auferlegt. Überall wird neue Arbeitsgelegenheit geschaffen, und überall nimmt das Elend zu. Fast möchte man das Feudalwesen zurückwünschen, das wenigstens den Sklaven ernährte, ohne ihn zugrunde zu richten, ihn vor den Qualen trügerischer Hoffnungen bewahrte, ihn vor Verzweiflung und Selbstmord schützte.“ Diese letzte unerwartete Äußerung konservativer Gesinnung drängte sich der Dichterin auf, als sie in Paris die Fabrikarbeiterzahl beängstigend anwachsen sah und das ungewisse Los der Unglücklichen ins Auge faßte, die von der Hand in den Mund lebend ihre Hoffnung auf Führer setzten, die ihnen Rechte aller Art zu erobern verhießen. Diese sanguinischen Erwartungen teilte die Dichterin nicht immer: „Ist es so leicht, der Arzt der Menschheit zu werden? Ihr begehrt Führer und Ratgeber, die in sich den Wagemut Napoleons und die Demut Jesu Christi vereinen? Das heißt von der menschlichen Natur auf einmal zu viel verlangen; und wenn ein solcher Mann käme, würde er kein Verständnis finden.“

Für die Pulveratmosphäre von 1848 suchte die Dichterin Erholung im Ausmalen des ländlichen Idylls. Auf diese friedlich-volkstümliche Bahn haben sie die meisten Leser begleitet. Ausgesprochne Kampfeslust erwachte in ihr erst wieder im Jahre 1863, als sie in Mademoiselle de la Quintinie öffentlich eingehend Stellung zur Kirche nahm. Was die fast 59jährige Frau von religiösen Ansichten äußerte, ist ernst zu nehmen. Wer gerecht ist, wird sicherlich nicht alle in ihre Sturm- und Drangjahre fallenden Bekenntnisse auf die Waagschale legen. Von Jugendaüßerungen sind eigentlich nur zwei von Belang. In Lélia sieht die Dichterin nicht ein, warum Klöster absolut dazu nötig sein sollen, dem Menschen einen Gott wohlgefälligen Wandel zu sichern. Später deutet sie in nicht mißzuverstehender Weise an, daß das luxuriöse Gepränge mancher Kirchenbräuche bei dem mühselig einen Bissen Brot erringenden Armen Mißtrauen gegen die Geistlichkeit weckt. Von der angehenden Greisin erhalten wir ein

Glaubensbekenntnis, das ihrem Herzen Ehre macht, das den Beweis liefert, wie treu sie ihrer ursprünglichen, liebevollen Natur geblieben ist. Die Tiefe ihres Gemütes kann sich nicht mit dem Dogma des Höllenglaubens ausöhnen. Die Existenz des Teufels, der Gottes Absichten vereitelt und dem Sünder ewige Höllenstrafen zuziehn kann, erscheint ihr unvereinbar mit der Idee der allbarmherzigen christlichen Liebe. Hatte der leidenschaftliche Byron in seinem „Manfred“ die Macht der Hölle geister mit den grollenden Worten zurückgewiesen, daß ein verfeimter Mensch schon auf Erden die höchste Dual in seiner eignen Brust trage, so erklärte die altersreife Dichterin, daß es der Kirche mit den angedrohten Schrecknissen darum zu tun sei, „den Bauern, Frauen und Kindern Furcht einzulösen.“ Diese Erklärung hat einen humoristischen Anflug, schärfer wendet sich George Sand in einem Alter, in dem die Leidenschaften schweigen, gegen die asketischen Zeloten, die jeden frohen gesunden Lebensgenuß, insbesondere die geschlechtlichen Regungen der Menschennatur, am liebsten zum Verbrechen stempeln möchten. Gegen solche verkehrte Bevormundung der vom Gottesgedanken geregelten Schöpfung erhebt sie lebhaft Protest. „Zu Gott beten, daß er unsre Sinne töten, unser Herz erhärten, uns die heiligsten Bande verhaßt machen soll, d. h. ihn bitten, sein Werk zu verleugnen und zu zerstören, die Schöpfung umzukehren und uns auf die tiefste Stufe der Gattungen zurückzudrängen, tiefer als das Tier, tiefer als die Pflanze, vielleicht tiefer als das Mineral.“ Die feindliche Stellung, die die Kirche gegenüber der Wissenschaft einnimmt, sobald sich diese die voraussetzungslose Forschung zur Grundlage wählt, kennzeichnet George Sand mit modernem Scharfblick. „Die Kirche hat vergessen, daß sich ihre Kreise, dem Horizonte der Wissenschaft entsprechend, von Jahrhundert zu Jahrhundert erweitern müßten, und hat sie im Gegenteil eingengt.“ Als Beispiel zitiert die Dichterin die Ehelosigkeit des Priesterstandes, die nicht zu den ursprünglichen Einrichtungen des Christentums gehört habe. Nicht hartnäckig genug kann sie vor allem betonen, daß freimütige Kritik unhaltbar gewordener kirchlicher Zustände den erfolgreichsten Feldzug gegen den Atheismus eröffnen werde. „Nur Phariseer verschwören sich gegen die menschliche Freiheit; wenn es ihnen, da ihnen die Scheiterhaufen der Inquisition fehlen, gelingt, die Tortur der Herzen und Gewissen einzuführen, heißt es bereit sein: Ich bin bereit! Ich biete ihnen Troß.“

Die Orthodoxie kann und will sich mit dem geforderten *libre examen religieux* nicht einverstanden erklären. Niemand aber darf in Abrede stellen, daß George Sand die schönste Lehre des Christentums, die Nächstenliebe, zeit lebens in die Praxis übersetzt hat. In diesem Sinne erzog sie auch ihre Kinder. Auf der fremdenfeindlichen Insel Majorca fand sie 1838 keinen einzigen Menschen, der für den schwerkranken Chopin die leiseste Regung von Mitleid gehabt hätte, nur ihr vierzehnjähriger Sohn und ihre neunjährige Tochter offenbarten eine für dieses zarte Alter rührende Aufopferungsfähigkeit. „Ces petits scélérats, die bei mir unter fluchwürdigem philosophischen Einflusse aufwachsen sollen, bemerkt die Dichterin bitter, hatten mehr Vernunft und barmherzige Liebe als diese ganze Bevölkerung von Heiligen und Aposteln.“

Die leidenschaftlichen Verirrungen der Jugend machten einer würdigen

Alterstruhe Platz. Die Matrone, in der Mitte ihrer Kinder und Kindeskinde in Schlosse zu Rohant, bot Freunden und Besuchern ein sympathisches Bild. Dieser stimmungsvolle Lebensabend spiegelt sich am klarsten in den Erzählungen, die sie ihren Enkelinnen Aurore und Gabriele widmete. Wer die treffliche Erzählerin unter die Jugendschriftsteller einreihen wollte, würde bei den Pädagogen sicher auf heftigen Widerspruch stoßen. Und dennoch! Wie prächtig denkt sich diese echte Kinderfreundin in das Gemüt der Kleinen hinein. Wie geschickt flücht sie in oft humorvollen Bericht unaufdringliche Lehren. Sie weckt Teilnahme für einfache Sitten, für ein ländliches schmuckes Heim, zieht die übertriebne Putzucht ins Lächerliche, bekämpft den törichtten Hochmut, fördert die Liebe zur Natur und verklärt die Alltäglichkeit mit einem nicht übertrieben phantastischen Hauche. Im Géant Jéous feiert sie symbolisch die alles überwindende geduldige Arbeit, in den Ailes de Courage schildert sie einen der Kinderwelt vortrefflich angepaßten modernen Robinson Crusoe, in Le Nuage rose dichtet sie ein liebliches Märchen, das den Fleiß der Spinnerin zum Motiv hat. In den Duft eines Rosenwölkchens hüllt sie den entschwindnen Mädchentraum einer Greisin, die ihrer gelehrigen Großnichte am Spinnrade das schlichte Geheimnis unverdrossenen Eifers verrät und mit den bedeutungsvollen Worten schließt: „Träume entfliehen, die Arbeit bleibt.“

Wer heute in der Fülle der zum Teil vergessenen Werke George Sands nach einem passenden Lebensmotto für die Licht- und die Schattenseiten dieser großen Natur sucht, der möge sinnend Halt machen vor einer Stelle der Sept Cordes de la Lyre: „Die Liebe ist die höchste Weisheit; die Tugend beruht auf der Liebe, und das tugendhafteste Herz ist das, das am meisten liebt!“



## Aus deutschem Volksmunde



U n der Erklärung volkstümlicher Ausdrücke und Wendungen ist viel gesündigt worden, teils durch allzu flotte Zurechtdeutung, teils durch übertriebne Spitzfindigkeit. Der zuverlässigste Weg bleibt aber doch die rückschreitende Forschung, die zunächst die Spuren hinauf verfolgt, soweit das möglich ist, und dann die allmähliche Entwicklung und Ausbreitung von der gefundenen Wurzel aus aufzeigt. Voraussetzung dazu ist die sorgfältige Sammlung und Sichtung der einschlägigen Belege. Das ist bisher nicht immer ausreichend geschehen. Denn mag auch das in Betracht kommende Sprachgut in oft jahrhundertlangem Umlauf bisweilen nicht nur das ursprüngliche Gepräge stark abgeschliffen, sondern wohl gar die äußere Form arg verunstaltet haben, so ist es dennoch weit nützlicher, diesen Fundstücken durch aufmerksame Prüfung ihre Geschichte mühsam abzufragen, als sich in wohlfeilen Phantasievorstellungen zu gefallen. Darum soll hier an einer Reihe anspruchsloser Lesefrüchte zur Ergänzung der Hauptfundstätte, des Grimmschen Wörterbuchs, das Aufkommen und Fortleben einer